

mare

Hanna Meretoja
DIE NACHT DER ALTEN FEUER
Roman
OT: *Elotulet*
Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

448 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
€ 26,- [D] / € 26,70 [A]

ISBN 978-3-86648-719-2
Erscheint am 13. September 2024



© Jussi Vierimaa

HANNA MERETOJA, 1977 in Kaarina geboren, ist Literaturwissenschaftlerin und Professorin für Komparatistik an der Universität von Turku. Dort forscht sie im Bereich der Erzähltheorie, der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung und Traumastudien und leitet das Forschungszentrum SELMA. *Die Nacht der alten Feuer* ist ihr Debütroman, der in Finnland für seine poetische Sprache und klugen Reflexionen hochgelobt wurde.

STEFAN MOSTER, geboren 1964 in Mainz, lebt als Autor und als Übersetzer aus dem Finnischen in Berlin und im finnischen Porvoo. 2022 wurde er mit dem Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis für seine übersetzerische Gesamtleistung geehrt, besonders für die Übertragung von Volter Kilpis *Im Saal von Alastalo* (mare 2021), die zudem für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert und mit dem Jane-Scatcherd-Preis ausgezeichnet wurde. Bei mare erschien zuletzt 2023 Stefan Mosters Roman *Bin das noch ich*.

**»Die Nacht der alten Feuer ist ein grandioser Roman.
Er ist unglaublich inspirierend, eine Erzählung,
die das Leben und die Menschlichkeit in all ihren
Farben feiert, eine Ode an das Leben und die Liebe.«**

Vartija

»Auf literarisch kunstvolle Weise reflektiert *Die Nacht der alten Feuer* ausgehend von individuellen, persönlichen Erfahrungen über die universelle Kondition des Menschseins und ist reich an klugen und aufschlussreichen Gedanken, die man sich sofort aufschreiben möchte. Ein mutiger Roman.«

Nostetaan teksi pöydälle

»Meretojas Debütroman ist ein Volltreffer. ... Die Erzählweise mit ihrer satten Bildlichkeit ist präzise und beeindruckend drastisch.« *Satakunnan Kansa*

»Obwohl das Meer ein häufig erzähltes Motiv in der Literatur ist, fühlt es sich in *Die Nacht der alten Feuer* frisch an. Wasser symbolisiert Kontinuität und die Kette der Generationen. ... Sätze aus dem Roman bleiben den Leser:innen im Gedächtnis wie Verse eines Gedichtes.« *Turun Sanomat*

»Die wunderschöne Sprache versetzt die Leser in eine erinnerungswürdige Augustnacht. ... Ein brillanter Debütroman.«
Marin kirjaillat

HANNA
MERETOJA

DIE NACHT DER ALTEN FEUER

Roman

Aus dem
Finnischen
von
Stefan Moster

mare

© 2024 by mareverlag, Hamburg

Umschlaggestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Umschlagabbildung Anna Makkonen

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Druck und Bindung

gutenberg beuys feindruckerei, Langenhagen

ISBN 978-3-86648-719-2



www.mare.de

Voll von Geschichten tut sich vor Elea das Meer auf, aber sie weiß nicht, ob ihr eine davon jetzt helfen kann. Das Meer funktelt still in der Sonne. Heute Abend wird ein Band von Lichtern am schwarzen Wasser aufleuchten.

Man hat in dieser Region schon immer Signalf Feuer entzündet. Die Seefahrer brauchten Leitlichter, um an Land zu finden und Riffe zu meiden, die Schärenbewohner machten die Feuer, um sich gegenseitig zu warnen und in Kontakt zu bleiben. In der *Nacht der alten Feuer*, am letzten Samstag im August, wird hier in den Schären einer Kette von Feuern gedacht, die über Jahrhunderte hinweg reicht. Es ist ein Fest des Wassers und des Lichts, es beendet den Sommer und bereitet die Menschen auf die Dunkelheit vor.

Für Elea findet an diesem Abend endlich das Lebensfeuerfest statt, von dem sie seit Jahren träumt. Als sie vor einem Monat die Einladungen an ihre Freundinnen und Freunde verschickte, dachte sie, diese Nacht der alten Feuer würde etwas ganz Besonderes werden: eine Feier zum Ende der Isolation, ein Fest der Freundschaft, des Meeres und der im Dunkeln leuchtenden Lichter.

Nun aber ist alles anders. Nun wünschte sie, es wäre bloß ein Spätsommertag von vielen, Teil des gleichförmig wiederkehrenden, zuverlässigen Jahreslaufs. Stattdessen ist sie aus dem Umlauf der Zeit hinauskatapultiert worden, aus allem, was sie zu wissen geglaubt hat.

Wieder ist sie zu früh aufgewacht, in dem überdrehten Zustand, der sie seit dem Anruf von letzter Woche wach hält – seit dem Moment, in dem ihr bisheriges Leben in sich zusammenfiel, auf die Größe eines Punktes ohne Vergangenheit und Zukunft zusammenschrumpfte. Jeden Morgen wacht sie nun mit dem Gefühl blanken Entsetzens auf, mit dem Versuch, für einen Augenblick noch das Bewusstsein fernzuhalten, das unweigerlich kommt: Der Albtraum, der ihr die Kehle zugeschnürt hat, war gar kein Traum, sondern ist ihre neue Wirklichkeit. Er nimmt kein Ende.

Sie geht ans Ufer und sieht das Meer im Glanz der Morgensonne daliegen. Silberne Streifen glitzern auf der spiegelglatten Oberfläche, beinahe durchsichtig. Atemberaubend weit wölbt sich der Himmel darüber. In ihrem alten Leben hätte sie an einem solchen Morgen gedacht: Die Welt ist offen vor dich hingeworfen worden, alles ist möglich. Nun ist das Gefühl, dass sich überall Möglichkeiten auftun, nur noch eine schmerzhafteste Erinnerung, ein Traum, der sich bereits verflüchtigt hat, wenn man ihn zu fassen versucht.

Der Wind drückt auf das Wasser. Zuerst entstehen kleine Falten auf der schläfrigen Oberfläche, dann eine neue Aufgewecktheit, Plätschern, Bewegung. Sie scheint daran zu erinnern, dass sich alles ändern muss, dass auch das schönste Bild zerbricht. Nur die Bewegung ist von Dauer. Die Kräuselungen der aufgerührten Wasseroberfläche, die auf einen zukommen, immer wieder auf einen zu.

Elea entschließt sich zu einem Spaziergang, damit sich ihre innere Unruhe legt, bevor die Gäste da sind. Alles Vertraute wird von einem hartnäckigen Gefühl der Unwirklichkeit eingefasst.

Die Insel hat sich verändert, wie auch die Welt um sie herum. Der alte Märchenwald, der die Sommer ihrer Kindheit verzaubert hatte, wurde schon vor Jahren gefällt, aber seine Vernichtung erschüttert sie noch immer. Es ist, als wäre die Landschaft ausgerenkt und in Schiefelage liegen gelassen worden, als hätte jemand vergessen, den fatalen Fehler zu beheben. Anstelle des uralten Fichtenbestands mit seinen Farnen, seinem Sauerklee und seinem Torfmoos wächst auf dem Kahlschlag undurchdringliches Gestrüpp. Kein Wunder, dass die Insel verschlossen und in sich gekehrt wirkt.

Das Bewusstsein von der Veränderung der Insel hat Elea im Hinterkopf. In den Vordergrund aber drängen sich im Rhythmus ihrer Schritte auf der Schotterstraße andere, gleichförmig wiederkehrende Gedanken.

So vieles nehmen wir als gegeben hin.

Unser Leben – dass es uns gegeben ist und dass wir ein Recht darauf haben, dass es dieses Leben immer geben wird, zumindest so lange, bis wir genug davon haben, dass genug davon da ist, zum Verschwinden, zum Genießen, in Hülle und Fülle.

Die Erde – dass sie uns gegeben ist und wir ein Recht auf sie haben, dass es sie immer geben wird oder zumindest so lange, bis wir genug davon haben, dass genug davon da ist, zum Verschwinden, zum Genießen, in Hülle und Fülle.

Und erst wenn das Wichtigste in Gefahr gerät, sehen wir, wie erstaunlich und zerbrechlich alles ist, wie unendlich viel wir zu verlieren haben. Erst dann halten wir inne und fragen uns, was wir tun können oder ob es bereits zu spät ist.

Inmitten der Erschütterung zu leben ist eine seltsame Erfahrung, denkt Elea. Normalerweise lebt man entweder, oder man denkt über das Leben nach, ist selbstvergessen in einer Si-

tuation versunken oder reflektiert die Bedeutung seiner Erfahrungen, indem man sich selbst mit Abstand betrachtet. Plötzlich fallen diese beiden Formen des Daseins zusammen, der Unterschied zwischen ihnen wird eingeebnet. Sie steht hier, starr von der Angst, die in ihr pocht, am Rand eines ruinierten Waldes, und sieht sich gleichzeitig von außen. Als würde man langsam fallen, so langsam, dass man nicht sicher weiß, ob man sich überhaupt in Bewegung befindet, und würde dabei das eigene Fallen beobachten, wie in einem Traum, in dem man sich nicht bewegen kann und die Zeit langsamer läuft. Als würde man sich in die erste und in die dritte Person aufspalten, als wäre man gleichzeitig ich und sie.

Beim Gehen auf der heißen Schotterstraße ist sich Elea auf neue Art der Undurchlässigkeit ihrer Haut bewusst, der Unnachgiebigkeit ihrer Sehnen und der Härte ihrer Knochen, der Zähigkeit, mit der ihre Organe die Flüssigkeiten ihres Körpers pumpen, spülen und reinigen, der Geschmeidigkeit, mit der die unsichtbaren kleinen Bewegungen ihrer Zellen und die frappierend großen ihrer Gliedmaßen nahtlos zu einer Reihe von Bewegungsabläufen verschmelzen. Sie spürt, wie das Gewicht der Erde ihren Füßen stoßartig Widerstand entgegensetzt. Die Schuhe reiben über den Schotter, Libellen schießen über dem Graben hin und her, Grillen zirpen auf der Böschung. Ein heißer Augusttag kündigt sich an, überbordend vom Rauschen und Reifen, die Luft dick vom vollen Duft der Blüten und Früchte, getönt vom süßlichen Geruch faulender Pflanzenbestandteile.

Elea verlässt die Straße an der Stelle, an der noch etwas vom alten Fichtenbestand übrig ist, samt einem Pfad, der sich hindurchschlängelt. Die knorrigen Äste wölben sich und spenden wohlthuenden Schatten. Licht strahlt durchs Geäst und flim-

mert in transparenten Grüntönen. Schimmernde Lichtflecken fallen auf den Pfad. In der Ferne plätschert das Meer.

Wir können alles immer nur gegen einen Hintergrund sehen, im Verhältnis zu etwas, denkt Elea. Im Vakuum kann man nichts sehen, ohne etwas, das die Proportionen, den Bedeutungszusammenhang, den Vergleichsmaßstab sichtbar macht. Den Ausbruch der Freude empfindet man nur vor dem Hintergrund der Trauer oder der Eintönigkeit. Das Niederschmetternde der Trauer erlebt man erst, wenn sie die gleichmäßige Stabilität des Lebens aus dem Gleis wirft, das verlässliche Kontinuum der aufeinanderfolgenden Tage. Wir erwachen erst dann wild entschlossen zum Leben, wenn wir verstehen, dass wir sterben.

Die bevorstehende Begegnung mit ihren Freundinnen und Freunden macht sie nervös. Hier bin ich, denkt sie, dieselbe wie zuvor und doch eine andere. Ist es verrückt, jetzt zu feiern, inmitten all dessen? Otto schlug vor, das Fest abzusagen, aber das wollte Elea nicht. Sie muss diese Not mit ihren Freundinnen und Freunden teilen, auch wenn sie noch so diffus ist, oder vielleicht gerade deshalb. Wenn sie sich jetzt nicht mit aller Kraft an den anderen festhält, wird sie in die tiefste Finsternis abrutschen, jetzt, da die Zeit nicht mehr vor sich hin fließt und sie trägt und den gegenwärtigen Augenblick ans Vergangene und Künftige bindet, sondern sie an den Rand des Unwideruflichen drängt, wo sie taumelnd und schwankend an einem Abgrund steht, der unmittelbar vor ihren Füßen klafft.

Als Elea zum Haus zurückkehrt und von dort ans Ufer hinuntergeht, bringt der vom Morgen noch frische Wind plötzlich alles in die Schwebelose, in eine mühelose Schwerelosigkeit. Sie zieht sich aus, und ein Windhauch umspült ihre erhitzte

Haut, abkühlend und warm zugleich. Als sie in die kühle, schimmernde Umarmung des Meeres hineingeht, verwirrt es sie, wie Entsetzen und Hoffnung zugleich jede Faser des Menschen ganz und gar durchdringen können.

(...)

* * *

Nachdem Elea mit Otto und Salma das Essen auf den Tisch am Ufer gestellt hat, pflückt sie auf der Wiese neben der Werkstatt ein paar Sonnenhüte, um den Tischschmuck zu vervollständigen. Ihr Mrs-Dalloway-Moment, denkt sie schmunzelnd. Mit dem Arm verscheucht sie eine Bremse und vergewissert sich, dass keine Zecke an ihren nackten Beinen hängen geblieben ist.

Als sie die Blumen auf den Tisch stellt, wird sie auf den Lichtglanz aufmerksam, der sich auf den Flaumwolken fortsetzt, wenn sie sich voneinander lösen und die Form ändern. Es sieht aus, als würde Sand anfangen zu fließen, so sachte, dass man es zunächst nicht bemerkt, bis schließlich alles in Bewegung ist – im Zustand des Zerfallens, des Übergangs, des Treibens. Es ist, als hätte die Welt noch keine feste Form angenommen. Alles fließt und rinnt, schwankt und flimmert, hebt sich und senkt sich – ist formlos weich, aber zugleich wachsam, bereit, mit jedem Moment fester und präziser zu werden. Es kommt ihr vor, als befände sich etwas im Übergang.

Ich muss es ihnen sagen, denkt Elea, ganz gleich, was kommt. Sie erinnert sich an den Moment, in dem sie als Kind beschloss, vom Sprungturm zu springen. Obwohl ihr schon beim Hinaufsteigen der Leiter schwindlig wurde, wusste sie,

dass sie es tun muss. Nachdem die Entscheidung getroffen war, gab es nur noch eine unausweichlich aufeinanderfolgende Reihe von Bewegungen, die zu Ende geführt werden mussten. Sie ging an den Rand des Sprungbretts, bis sie es hart und endgültig unter ihren Füßen spürte. Während sie durch die Luft und das Wasser flog, empfand sie Erleichterung darüber, dass sie es einfach nur geschehen lassen musste.

* * *

Die Gäste haben sich um das Lagerfeuer herum niedergelassen. Auf ihre Teller haben sie Flammlachs, Auberginenröllchen, Pesto-Champignons, Mais, Melone, Salat und Schärenbrot gehäuft. Salma, Matias und Elea trinken Sangria, Otto Bier, Aura Weißwein. Elea sieht Erwartung und neugierige Aufmerksamkeit in den Augen ihrer Gäste.

»So, haben alle etwas zu essen und zu trinken und fühlen sich wohl? Fangen wir mit den Meeresgeschichten an?«, fragt sie.

»Ja, wir haben schon darauf gewartet!«, ruft Salma aus.
»Wer fängt an?«

»Sollte nicht die Gastgeberin des Abends mit gutem Beispiel vorangehen?«, schlägt Otto vor.

Elea ist sich nicht sicher, ob in Ottos Augen Schalkhaftigkeit, Trotz, Traurigkeit oder von allem etwas liegt. Die anderen nicken. Elea zögert einen Augenblick. Sie fühlt sich schwach, aber sie weiß, dass sie diesen Abend selbst gewollt hat, dieses Feuer, diese Menschen, die bei ihr sind und ihre Meeresgeschichten mit ihr teilen werden.

»Also gut«, sagt sie und räuspert sich in die Faust, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. »Ich habe mir als Meeresgeschichte Jeanette Wintersons *Der Leuchtturmwärter* ausgesucht. Darin wird ein Mädchen namens Silver in einer schottischen, aus dem Meer geschleuderten Leuchtturmstadt Waise. Der blinde Leuchtturmwärter kümmert sich um sie, vertraut ihr die Geheimnisse des Leuchtfeuers an und lehrt sie die Kunst des Geschichtenerzählens.«

Elea blättert im *Leuchtturmwärter*, der voller kleiner Zettel ist, die Stellen markieren, auf die sie zu sprechen kommen will. Ohne den Lichtstreifen, der sie leitet, fühlt sich Silver auf dem dunklen Meer verloren. Während sie ihrem Geliebten nach und nach ihr Leben erzählt, entsteht aus den Geschichten keine einheitliche Erzählung. Es sind nur erzählerische Streiflichter – wie Leuchtfeuerlicht, das das dunkle Meer teilt und die Wirklichkeit für Momente gliedert.

Eleas Gedankengang bricht ab. Plötzlich weiß sie nicht mehr, was sie sagen wollte, weshalb sie etwas vom Anfang des Buches vorliest:

»Die Geschichten sind für Silver ›Wegmarke und Leitfaden und Trost und Warnung ...‹ Die Geschichte vom Dasein als Kontinuum ist eine Lüge. Es gibt keine kontinuierliche Geschichte, es gibt nur erleuchtete Augenblicke, und der Rest ist Dunkelheit.«

Elea möchte darüber reden, dass wir alle letztlich nur diesen Augenblick haben und die Möglichkeit, ihn mit anderen zu teilen. Damit endet das Buch: »Warte nicht. Erzähl die Geschichte nicht erst irgendwann. Das Leben ist so kurz. Dieses Stück Meer und Sand, dieser Spaziergang am Strand, ehe die Flut kommt und alles, was wir getan haben, unter sich begräbt.« In Eleas Kopf bilden sich halb fertige Sätze, aber sie bringt es nicht fertig, etwas zu sagen. Sie schaut aufs Meer

und holt Luft. Der Wind weht ihr die Haare ins Gesicht, und sie wird sich plötzlich ihres Körpers bewusst, seines Gewichts, der Tatsache, wie unerträglich abhängig sie von ihm ist.

»Ich glaube, ich kann das nicht.«

Ihre Stimme versagt. Etwas in ihr scheint zu zerbrechen.

»Elea, was ist los?«, fragt Salma.

Nun gelingt es Elea nicht mehr, das Wasser einzudämmen, das ihr heiß in die Augen steigt.

»Was ist passiert, Elea? Erzähl es uns«, bittet Matias. Seine Stimme klingt seltsam.

»Erzähl mir eine Geschichte«, ja?«, fragt Elea mit erstickter Stimme.

Diese Bitte wird im *Leuchtturmwärter* immer wieder geäußert, sie gibt der Erzählung ihren Rhythmus, sodass abwechselnd aus den Erzählern Zuhörer werden und aus den Zuhörern Erzähler. Genau darüber wollte Elea sprechen, aber sie weiß nicht mehr, was sie sagen soll – oder wie. Die Wörter bleiben ihr im Hals stecken und verwandeln sich in Gestammel.

Sie schnappt nach Luft, als hätte sie vor, zu tauchen. Dann sagt sie:

»Letzte Woche habe ich erfahren, dass ich einen aggressiven Krebs in der Brust habe.«

* * *

Die Worte bleiben zwischen ihnen schweben.

Auf einmal verlangsamt sich die Zeit. Die vergangene Sekunde weitet und dehnt sich, als wäre sie an etwas Klebrigem hängen geblieben und käme nicht zum Ende.

Die Worte werden schwer, bis sie schließlich auf den Boden fallen.

Damit ist der Augenblick zerronnen, und ein nächster kommt nicht.

* * *

Elea schaut ihre Freunde an, die erschrocken auf der Stelle erstarrt sind. Auf ihren Gesichtern kreuzen sich erstaunter Unglauben, Niedergeschlagenheit, pochende Erwartung.

Blicke fliegen hin und her, entgleiten.

Etwas Schmerzliches läuft Matias übers Gesicht.

Auras Lippen öffnen sich einen Spaltbreit, als wollte sie etwas sagen, erstarren aber in der zögernden Haltung und werden dann zusammengepresst. Die Bewegung ist verlangsamte wie unter Wasser.

In Salmas weit aufgerissenen Augen glänzt etwas Feuchtes, als hätte sich ein Wasserschleier über sie gelegt.

»Das hier passiert jetzt.« Dieser blödsinnige Satz bildet sich in Eleas Kopf und hält sich hartnäckig in der Landschaft ihres Geistes.

Der Schrei einer Lachmöwe bohrt sich härter, als es möglich sein sollte, in ihr Trommelfell.

* * *

Als die angehaltene Zeit allmählich wieder zu fließen beginnt, kriecht sie so langsam dahin, dass man am Meer neue Dinge sehen und hören kann: die gefältelte Wasseroberfläche, das Knirschen des Sandes unter den Füßen, die stille Pracht einer Glockenblume, die aus dem Gras aufragt, die Grüntöne im Laub der Birke, durch die das Licht fällt.

Vielleicht kann sich da eine Welt auftun, in der man fähig ist, zerstreute Gedankenfetzen wahrzunehmen, Traumreste an den Rändern des Bewusstseins, das stille Brüchigwerden der Erde, den Moment, in dem sich der Atem und das Wirbeln des Windes begegnen.

(...)

* * *

Als sie ans Ufer zurückgehen, denkt Elea, dass Aura recht hat: Sie ist immer ungeduldig gewesen. Was sie schwer ertragen kann, ist Schlange stehen, warten, mechanische Alltagsverrichtungen, monotone Tätigkeiten, die dem Menschen nach und nach jede Urkraft natürlicher Kreativität aussaugen.

Alle scheinen darauf zu warten, dass sie zur Patientin schrumpft, als wäre das jetzt ihre einzige Aufgabe, aber darauf wird sie sich nicht einlassen. Die Patientin ist eins mit ihrer Krankheit, mit ihrem Körper, selbst wenn ganz andere Dinge an ihr wesentlich sind als die Blutwerte und die Teilungs-

geschwindigkeit der Krebszellen. Sie will von niemandem hören, was sie tun kann, was sie schafft. Sogar Otto hat in den letzten Tagen mehrmals gefragt, ob sie sich nicht mehr ausruhen sollte. Sie ist nie eine gewesen, die sich ausruht, und in diesem Zustand der Erregung kommt ihr schon die Vorstellung, auf der Couch zu liegen, unerträglich vor. Wie wird sie das fortgesetzte Warten ertragen, das ein wesentlicher Bestandteil des Lebens mit Krebs ist?

Elea kommt das Buch *L'usage de la photo* in den Sinn, das Annie Ernaux zusammen mit ihrem Liebhaber geschrieben hat und das parallel von einer Liebesbeziehung und einer Brustkrebsbehandlung erzählt. Sie fotografierten die Kleiderhaufen, die sie hinterließen, wenn sie sich liebten. Ernaux bricht das Bild der Brustkrebspatientin als asexuelles, auf die Rolle der Patientin reduziertes Wesen, schiebt aber zugleich all das Entsetzen zur Seite, das mit dem Erkrankten verbunden ist. Durch das Buch kann der Eindruck entstehen, dass auch Krebs auszuhalten ist, solange man nur begehrenswert und lustvoll bleibt. Elea selbst hat derzeit nicht gerade ein Liebesabenteuer im Sinn, aber man weiß nie. Jedenfalls wäre es schrecklich, wenn sie gerade dann auf Berührungen verzichten müsste, wenn sie sie am meisten braucht.

Früher ist ihr Weiblichkeit nicht so wichtig gewesen. Sie wollte vor allem eine Intellektuelle sein, körperliche Dinge waren zweitrangig. Sie hat gehofft, die Tatsache, dass sie eine Frau ist, würde ihr keine Grenzen setzen – kein Grund sein, sie als Mensch, Wissenschaftlerin, Autorin, Denkerin nicht ernst zu nehmen. Sie hat ihre Sinnlichkeit genossen, das Stillen und andere Mutterfreuden, ihre Weiblichkeit auf einer gewissen Ebene aber als selbstverständlich hingenommen.

Als sie jung war, sagte sie, das Aussehen sei ihr einerlei, und glaubte ehrlich daran. Sie verliebte sich nicht in Otto, weil er

gut aussah, wie man so sagt, oder weil er ein Mann war, nicht aus äußerlichen oder allgemeinen Gründen, sondern weil er der einzigartige Typ war, der er ist. Sie hielt die Schönheit der Jugend auf die gleiche Art für demütigend wie das Altern und den fleischlichen Verfall. Es hatte etwas durch und durch Ärgerliches, fast Erniedrigendes, an einen bestimmten zufälligen Körper gebunden zu sein. Was für eine Überheblichkeit und Naivität der Jugend! Außerdem hatte es etwas Scheinheiliges, als wäre sie ein rein geistiges Wesen, obwohl sie in Wahrheit wegen ihres Äußeren unsicher war und gern ein weniger kindliches Gesicht gehabt hätte, große, tiefe, seelenvolle Augen, die pränante Nase einer Intellektuellen und lange, imposante Beine anstelle ihres kurzbeinigen, zarten Körpers – sie hätte sich gewünscht, auf eine so stolze Art schön zu sein, dass niemand sie süß oder niedlich oder hübsch nennen, solche reduzierenden Begriffe auf sie anwenden könnte.

Elea spürt in ihren Gliedern den Widerstreit von Erzählungen, die einen kleinmachen, und von solchen, die einen in Bewegung versetzen. Niemand will »die mit dem Krebs« sein. Ihre Mutter forderte sie auf, darüber nachzudenken, ob sie überhaupt öffentlich über ihre Krankheit sprechen sollte. Der Hintergrund dieser Aufforderung dürfte der Wunsch der Mutter sein, ihr Kind zu schützen, aber auch der Gedanke, dass man keine Schwächen zeigen soll, weil man nie weiß, wer sie einmal gegen einen verwendet. Wie kann man da jemals vom Stigma der Schmach loskommen, die mit dem Krebs verbunden ist? Wie befreit man sich von der Kultur des Alleinzurechtkommen-Müssens und des Verschweigens, wenn immer neue Generationen lernen, ihre Beschädigungen, Schrammen, Narben zu verbergen?

Elea denkt an ihre Studierenden, denen sie Anfang der Woche von ihrer Erkrankung berichtete, weil sie nicht wollte,

dass sie auf Gerüchte angewiesen wären. Sie hoffte, präsenter für sie zu sein, wenn sie es ihnen mitteilte, ihnen erzählte, dass eine solche Erfahrung unweigerlich alles verändert – die Art, wie man die Welt sieht, wie man denkt und liest –, und wer weiß, vielleicht würde sie das ermutigen, selbst als ganze Menschen präsent zu sein, mit ihrer Freude und ihrer Traurigkeit, mit ihren zarten Träumen. Sie schenkten ihr einen leuchtenden Blumenstrauß und ein Gedicht von Tomas Tranströmer, das so beginnt:

Auf wieviel wir uns verlassen müssen, um unseren Alltag
leben zu können, ohne durch die Erde zu sinken!
Uns auf die Schneemassen verlassen, die sich an den Berg-
hang oberhalb der Stadt festklammern.
Uns auf die Schweigeversprechen und auf das einverständ-
lige Lachen verlassen, uns darauf verlassen, dass die
Unglückstelegramme nicht uns gelten und dass der jähe
Axthieb von innen nicht kommt. (...)
Aber nichts von dem da ist eigentlich unseres Vertrauens
wert.

Elea stellte die Karte mit dem Gedicht auf das Regal neben der Couch, sodass sie es anschauen kann, wenn sie die Festigkeit der Erde unter ihren Füßen nicht mehr spürt. In einem plötzlichen Anfall von Zärtlichkeit kam es ihr vor, als wären die Studierenden Teil ihrer Familie geworden: Noch ein Grund, warum ich nicht sterben darf – sonst werden meine Studierenden zu Waisenkindern. Der alberne Gedanke bringt sie zum Lächeln. Sie weiß, dass die jungen Leute klarkommen werden.

Der Anblick des Ufers im Licht der Lampions und der Feuer ist magisch.

»Ein herrliches venezianisches Fest«, sagt Aura.

Sie spricht beharrlich vom venezianischen Fest, denkt Elea, obwohl die Feuerfeiern in jenen Gegenden einen anderen Charakter haben. Andererseits verschränkt sich gerade in Venedig die Ausgelassenheit an den Ufern mit dem Tod, der in den Kanälen treibt, Pest und Cholera, vor denen die Masken schützten, wie man glaubte. Elea denkt an *Der Tod in Venedig*, wo das Meer als Lebens- und als Todeskraft dargestellt wird, als Element der Undifferenziertheit und des Urchaos. Der Ruf des Meeres ist die Einladung, zu verschmelzen, sich aufzulösen.

»Die Nacht der alten Feuer«, sagt Elea. »Kein Karneval.«

»Meine Oma nannte Blitze ohne Donner Lebensfeuer.«

Gemeint war wohl das Wetterleuchten. Elea erinnert sich an eine Augustnacht vor langer Zeit, in der ihr kleiner Bruder erschrocken am Schlafzimmerfenster stand und rief: Am Strand ist ein Ufo! Es sah tatsächlich so aus, als würde am Himmel über dem Ufer etwas schwanken, das runde Lichtflecken auf den Sandstrand schickte, mitten in die Finsternis. Mit pochendem Herzen rannten sie an den Strand, um es sich anzusehen. Dort hörte man nur den Wind heulen und eine Eule kummervoll rufen. Ihre Mutter wachte auf und erzählte, die Lichter stammten von einem Wetterleuchten, das so weit weg sei, dass man das Donnern nicht höre, sondern nur ein stilles Aufblitzen sehe. Es gebe sie den ganzen Sommer über, aber erst im August sei es dunkel genug, um sie zu sehen. Elea lernte damals, dass es für furchterregende Phänomene oft eine harmlose Erklärung gibt. Warum hat das nicht auch jetzt so kommen können?

Sie denkt, dass das Wetterleuchten wie Leuchtturmlicht ohne Leuchtturm ist: von oben aufblitzende Lichter, die dem Chaos momentweise Gestalt verleihen. Lichter, die die Dunkelheit brauchen, um gesehen zu werden.

Am Lagerfeuer kommt das Gespräch beim Kuchenessen vom Hundertsten ins Tausendste. Elea reißt sich zusammen, um aufmerksam zu bleiben für das, was die anderen sagen, aber die Sätze zersplittern. Sie kann nicht anders, als sich zu fragen, ob dies ihr letzter gemeinsamer Abend an einem Feuer ist.

Bereits seit einer Woche verfolgt sie der Gedanke an das letzte Mal. Am Tag nach der Diagnose ging sie zur Ballettstunde. Die ganze Stunde hindurch war sie von der Frage besessen, ob das ihr letzter Tanz sein würde. Als sie sich im Saal im Spiegel sah, war sie überrascht von der Flüssigkeit ihrer Bewegungen. Früher hatte sie sich in den Stunden mit Scham betrachtet, mit dem Wunsch, eleganter zu sein, stolzer, kraftvoller. Jetzt kam es ihr vor, als läge eine unbekannte Weisheit in ihren Bewegungen, eine neuartige emotionale Kraft.

Es rührte sie zu Tränen, als sie im Spiegel sah, was sie in ihrem Körper spürte – dass unendlich viel Lebenskraft in ihr steckte. Es erfasste sie die Trauer über den Widerspruch, dass ein blöder, zufälliger Zellvermehrungsfehler ein Wesen töten kann, in dem noch so ungeheuer viel Gesundheit steckt und das hier voller Lebensfeuer tanzt.

Die Willkür des Ganzen drückte auf ihre Glieder, aber sie tanzte die Stunde durch. Es war wie eine Arznei: Jede Bewegung, jeder Hüpf, jeder Schwung und jede Drehung waren wie eine Bewegung auf das Leben und dessen Dauer zu. Mit sonderbarer Inbrunst stürzte sie sich in den Tanz. Als könnte ihr nichts etwas anhaben, solange sie tanzte.

Im Nachhinein schämte sie sich für ihre Sentimentalität. Was für ein Mensch ist von seinem eigenen Spiegelbild gerührt? Schließlich tanzen wir alle letzten Endes dem Tod ent-

gegen. Elea erinnert sich an Notkes *Totentanz*-Fresko, das sie vor Jahren in Tallinn in der Nikolaikirche gesehen hat. Es entstand zur Zeit des Schwarzen Todes, um an die Vergänglichkeit des Lebens zu erinnern und daran, dass vor dem Tod alle gleich sind. Sie würde gerne glauben, dass wir uns alle in derselben Situation befinden, alle gleich verwundbar sind. Aber warum empfindet sie es nicht so? Warum hat sie das Gefühl, dass man ihr gerade alles weggenommen hat, als wäre sie mitten im Tanz zu Boden geschlagen worden, während die anderen leichten Schrittes ihr sicheres, von den Gewohnheiten bequem geschliffenes Leben fortsetzen dürfen?

In der Selbsthilfegruppe hat sie gehört, dass der Körper ein langes Gedächtnis hat. Darum kann es sein, dass man noch lange, nachdem die Haare ausgefallen sind, instinktiv versucht, sie zur Seite zu werfen, wenn man beim Schlafengehen den Kopf aufs Kissen legt. Frauen, die eine große Brust verloren haben, heben sie unter der Dusche an, um sich darunter zu waschen, und wundern sich, warum die Hand abrutscht und die Brust nicht zu fassen bekommt, bis sie begreifen, dass sie nicht mehr da ist.

Und dennoch ahnt sie, dass ihr Körper auch eine stille Weisheit besitzen kann, auf die sie lernen muss zu hören. Könnte sie im kommenden Winter lernen, sich durch die Krankheit zu tanzen? Als Teil ihrer neuen Metamorphose muss sie eine neue Bewegungssprache lernen: Jetzt braucht es zusammenhanglose Folgen von ungebändigten, unwirschen Bewegungen, in denen neben der Leichtigkeit auch Stolpern und Schwindel, Wanken und Fallen Gestalt gewinnen.

Durch den sich ringelnden Rauch hindurch betrachtet Elea die anderen. Otto kommt aus der Sauna und wirft ein paar Scheite ins Feuer. Die Flammen steigen hoch in die Sommernacht auf. Elea bemerkt in Auras und Ottos Blick die Trübung durch die Trunkenheit. Matias schielt zu ihr herüber und seufzt so schwer, dass man es nicht überhören kann.

»Was ist?«, fragt Aura ungehalten.

»Nichts. Ich dachte bloß, dass wir hier bis in alle Ewigkeit über Kunst reden können, sie aber trotzdem nicht die Welt verbessert und auch sonst nichts«, erwidert Matias frustriert.

»Was verbessert sie denn? Die Medizin?«, fragt Otto.

»Matias meint lediglich, dass ich und meine Kunst nicht gebraucht werden«, platzt es aus Aura heraus.

»Es geht nicht bei allem immer um dich«, sagt Matias.

»Allerdings nicht. Es geht bei allem immer um Elea.«

»Das ist für uns alle nicht leicht, aber Elea ist nun mal diejenige, die Krebs hat, könnten wir also zusammen versuchen, sie zu unterstützen?«, wirft Salma ein.

»Musst du immer so versöhnlich sein? So empathisch, dass es zum Kotzen ist«, sagt Aura.

»Oh, danke.«

»Salma, du bist wunderbar, aber vielleicht denkst du manchmal wirklich zu sehr an die anderen. Ich sterbe *vielleicht*, aber dir ist wirklich die Partnerin gestorben.«

»Na ja, kann schon sein, dass ich mir im Frühling ein bisschen mehr Unterstützung von euch erhofft hätte. Auch wenn ich nicht darum bitten konnte.«

Die Offenheit in Salmas Blick lässt etwas in Elea zerbrechen.

»Salma, es tut mir so leid«, sagt sie mit belegter Stimme.
»Ich bin eine miserable Freundin.«

»Das bist du ganz und gar nicht. Ich bin schlecht darin, meine Trauer mitzuteilen. Aber das Leben ist kein Leidenschaftswettbewerb.«

»Sollten wir nicht von Moment zu Moment denken?«, fragt Otto.

»Otto will immer im Hier und Jetzt leben, wie ein Zen-Meister«, stellt Elea fest.

»Das ist immer noch besser, als die Zukunft totzuplanen«, sagt Otto. »Du kannst einfach nicht loslassen. Kapierst du nicht? Jetzt musst du. Niemand weiß, was passieren wird. Könntest du die Dinge endlich einmal laufen lassen?«

»Du wartest eindeutig darauf, dass ich bald nicht mehr da bin, um dein Leben zu regulieren. Dann kannst du endlich in Ruhe deine Puzzles machen und Bier trinken«, sagt Elea und versteht selbst nicht, warum sie plötzlich so außer Fassung ist.

»Das ist immer noch besser als Matias' Stil, sich hinter der Rolle des Heldenarztes zu verstecken. So weit, dass keiner weiß, was er eigentlich will, schon gar nicht er selbst«, sagt Aura, und ein scharfer Schatten huscht über ihr Gesicht.

»Hör auf, Aura! Musst du so gemein sein?«, reagiert Elea mit glühenden Wangen.

»Wow, Elea! Ich bin lieber ein fieses Miststück als immer nur vornehm gereizt, obwohl ich noch so schlecht drauf bin.«

Etwas an Auras boshafem Ton trifft Elea auf unerträgliche Weise.

»Jetzt ist auch das endlich klar.«

Gleichzeitig schämt sie sich für das Selbstmitleid, in das sie sich selbst getrieben hat. Rasch fügt sie hinzu:

»Ich habe den ganzen Abend versucht, zum Ausdruck zu bringen, dass ich diese Angst und diesen Zerfall durchleben

will, ohne dass pathologisiert oder vorgebracht wird, ich könne keine richtige Patientin sein.«

»Hat jemand behauptet, du wärest eine falsche Patientin?«, fragt Aura.

»Ja, in der Tat. Ich soll nicht nach Informationen suchen und soll die Angst mit Psychopharmaka behandeln. Als hätte die Medizin die Lösung für alles parat.«

»Für irgendetwas sollte die Medizin schon gut sein, wenn wir über Krebs sprechen«, sagt Matias.

»Die Medizin kann mir das Leben retten, aber sie löst nicht die existenzielle Krise, die durch die Krankheit ausgelöst wird.«

»Was löst sie dann?«, fragt Matias.

»Nichts«, antwortet Elea. »Das ist genau der Punkt. Manchmal kann man im Leben in eine Situation geraten, für die es keine Lösung gibt.«

Sie versucht ihren Freunden zu erklären, wieder mit etwas anderen Worten, dass das Bedürfnis, die Not zwanghaft mit einer technischen Lösung unter Kontrolle zu bekommen, Teil des Problems ist. Warum versucht man diejenigen, die aus der Illusion der Kontrolle aufwachen, mit Gewalt wieder in einen zufriedenen, zahmen Zustand zurück zu sedieren? Alle nicken, und Elea hat das Gefühl, dass sie sie verstehen oder zumindest auf ihrer Seite sind.

»Elea, du bist uns wichtig«, sagt Salma. Etwas Schweres zieht über ihr Gesicht. Sie fügt hinzu: »Und wir haben sonst keine Familie mehr, Aida und ich. Ihr seid jetzt unsere Familie.«

»Und unsere auch«, sagt Aura leise.

Elea erschrickt über die Verzweiflung und die Zärtlichkeit in ihren Stimmen. Plötzlich überkommt sie wieder der Gedanke an das letzte Mal: die letzte Nacht der alten Feuer, der letzte Abend mit ihren Freundinnen und Freunden.

»Das hier könnte unser letzter gemeinsamer Abend sein«, stellt sie fest.

»Quatsch, wir werden noch unzählige Abende zusammen verbringen«, entgegnet Matias.

»Nein, nicht in dieser Zusammensetzung. Ihr könnt es nicht wissen. Und selbst wenn es so kommt, werde ich nicht dieselbe sein. Dies ist der letzte Abend in dieser Form. Ich weiß nicht, wie ich mich verändern werde, aber ich werde zumindest eine Brust und die Haare verlieren – was sonst noch, das weiß ich noch nicht.«

»Vielleicht kann die Veränderung auch etwas Gutes haben«, meint Aura vorsichtig.

»Ja, vielleicht, oder auch nicht. Ich bin nicht der Meinung, dass man in allem Schrecklichen etwas Positives finden muss.«

Elea weiß, dass Geschichten, in denen Leid veredelnd wirkt, beliebt sind, weil man darin auch unter den entsetzlichsten Umständen Trost suchen kann. Im wirklichen Leben folgt einem Unglück selten etwas Erhabenes. Leid ist oft die Folge struktureller Ungerechtigkeit oder des puren Zufalls und führt zur wahllosen Verheerung, aus der niemand etwas lernt oder sich zum besseren Menschen entwickelt.

»Niemand weiß, was wird, aber es kann gut sein, dass es richtig schlecht kommt.«

Heiß und pochend sickern ihr Tränen in die Augen. Ihr Taschentuch ist bald nur noch eine nasse Pampe. Sie hätte besser eine ganze Rolle Klopapier mit ans Ufer genommen. Das Salzwasser, das hinter ihren Augen ganz von sich aus steigt und sinkt, irritiert sie, denn sie hat früher nie geweint. Sie erinnert sich wieder an das Kind im Krankenhaus, an dessen Augen, wie die eines Tiers in der Falle. Im selben Moment begreift sie, dass dieser Abend nicht nur der letzte ist, sondern auch der erste – der erste ohne Veera. Ihre Augen brennen.

»Entschuldigt, ich muss Papier holen gehen«, sagt sie mit erstickter Stimme, steht auf und geht mit schnellen Schritten zum Haus.

* * *

Matias' Herz ist hin- und hergerissen. Um etwas zu tun, beugt er sich nach vorn und schürt das Feuer.

»Ich gehe mal nachsehen, ob Elea okay ist«, nuschelt er dann und steht auf.

Er merkt, dass Otto und Aura einen kurzen Blick tauschen, aber sie sagen nichts. Während er zum Haus eilt, scheint die Landschaft zu rucken, als wäre sie im Begriff, ihre Stabilität zu verlieren, und ihre Oberfläche könnte zarte Risse bekommen, die fast unmerklich in jeder Sekunde stärker werden. Er sucht einen Fixpunkt bei der Sturmlampe, die auf dem Fensterbrett des Wohnzimmers leuchtet.

Drinnen hört Matias, wie sich Elea im Badezimmer schnäuzt. Er geht in die halbdunkle Küche und fängt nervös an, schmutziges Geschirr ins Waschbecken zu stellen. Wenig später kommt Elea herein, mit roter Nase vom Weinen und mit zarten Flecken auf den Wangen. Dennoch ist sie für Matias auf ihre eigene, selbstverständliche Art unfassbar schön. Er weiß nicht, was er sagen oder tun soll. Er tritt auf sie zu, nimmt unbeholfen ihre Hand und hält sie wie ein kleines, empfindliches Tier.

»Ich wünsche mir nichts mehr, als dass du das überstehst. Sonst werden es viele von uns nicht überstehen.«

Elea scheint nicht zu wissen, was sie sagen soll. Auch Ma-

tias weiß es nicht, aber er möchte Elea festhalten, damit nichts unwiderruflich Schlimmes passieren kann oder sie plötzlich einfach aufhört zu existieren. Mit einer abrupten, ruckartigen Bewegung schlingt Elea die Arme um ihn und ist da, still an ihn gedrückt, sie riecht nach Wind und frisch entbrannten Flammen. Dann, viel zu schnell, löst sie sich von ihm und schnäuzt sich.

»Ich bin völlig fertig.«

Matias nimmt ihr Gesicht zwischen die Hände, bleibt bei ihren Augen, sinkt in einen traumartigen Zustand, in dem Worte und Gesten sich von den Ursache-Wirkungs-Ketten trennen. Dann kommen ihm die Wörter unwirklich, schwerelos leicht von den Lippen:

»Du weißt, dass ich dich liebe.«

Als Eleas Wangen rot werden, begreift Matias, was er gesagt hat.

»Hoffentlich ist es nicht unpassend, das zu sagen. Aber es stimmt.«

Dann fügt er rasch hinzu:

»Und man weiß nie, ob es eine zweite Gelegenheit geben wird.«

Matias hat das Gefühl, als wären das Vergangene und das Künftige verflogen und übrig wäre nur dieser Augenblick, in dem sie treiben, als hätten sämtliche mit dem Vergangenen und Künftigen verbundenen Pflichten und Bindungen ihre klaren Grenzen verloren und wären vage geworden.

»Es spielt eigentlich keine Rolle, aber ich bin sicher, dass du nach alldem noch schöner sein wirst als zuvor.«

»Wie das?« In Eleas Blick flimmert Verlegenheit.

»Du kennst bestimmt die japanische Kunst, etwas mit Gold zu reparieren?«

Elea nickt. Matias plagt plötzlich das Gefühl, Wörter zu

benutzen, die er Otto gestohlen hat. Vielleicht reden Otto und Elea die ganze Zeit über die Brustkrebs-OP als Reparatur mit Gold. Die Frage scheint in ihm auf, aber er wischt sie weg und sagt stockend:

»Das Vollkommene, Makellose ist nicht so schön ... nicht so interessant ... wie jemand, den das Leben gezeichnet hat, der aber geliebt wird ...«

Elea wendet den Blick nicht von ihm ab, obwohl sie verlegen wirkt. Ihre Lippen berühren sich warm und weich für einen Moment, an den sie sich beide, da ist sich Matias sicher, immer erinnern werden. Dann weicht Elea zurück.

»Nein«, sagt sie leise, unsicher, obwohl ihre Augen etwas anderes zu sagen scheinen. »Ich will unsere Freundschaft nicht kaputt machen. Und auch sonst nichts.«

»Entschuldige«, sagt Matias.

»Du musst nicht ... so etwas sagen«, murmelt Elea. Und fügt hinzu: »Du bist wunderbar.«

Sie nimmt seine Hand und drückt sie fest, und Matias möchte nicht, dass es aufhört. Aber da lässt Elea schon los, und Matias errät bereits, was sie sagen wird, während die Worte sich noch von ihren Lippen lösen:

»Die anderen warten bestimmt schon.«

Matias muss unweigerlich denken, wie kurz der Schritt in das andere Leben gewesen wäre, das sich jetzt vor seinen Augen auflöst wie eine Luftspiegelung. Und doch fühlt er sich sonderbar erfüllt und leicht.

Elea schaut auf die dunklen Silhouetten ihrer Freundinnen und Freunde am Lagerfeuer: auf ihre offenen, warmen Gesichter, ihre lebendigen, versonnenen Mienen, auf die einander zugewandten Körper im Eifer des Gesprächs. Für einen Augenblick sehen sie aus, als wären sie ein und dasselbe Lebewesen – als wären die Grenzen zwischen ihnen nur scheinbare und sie würden mit jedem Atemzug und jeder Äußerung mehr ineinanderfließen, mit dem Puls jeder Frage und Antwort, jedes Auflachens und jedes zustimmenden Tons.

Die Nähe des Todes entfacht auch in ihnen ein Feuer, denkt Elea. Dieser Abend: dass sie sind, wie sie sind, die an diesem Abend zusammengekommen Menschen hier, mit ihren Schrammen und ihren sich kreuzenden Wegen. Diese Begegnung wird sich nie wiederholen. Wie unwahrscheinlich ist es, dass all das geschieht: dass ausgerechnet wir geboren wurden und infolge zufälliger Ereignisse diese Augustnacht miteinander teilen, die Feuer und das strömende Wasser, die Nähe des Todes und das Wunder des Lebens.

(...)

